

Der Onkel als Vater.

Erzählung von E. Ritter.

Man hört mitunter behaupten, es gäbe kaum ein schöneres Verhältnis als das zwischen Bruder und Schwester, namentlich wenn ersterer der ältere von beiden ist. Der Bruder ist der natürliche Ritter und Beschützer der jüngeren Schwester, die ihm wiederum aus so mancher Verlegenheit hilft. Sie stützt ihn, sobald die kleinen Finger Nadel und Faden regieren können, die zerrissenen Kleider und später, wenn sie erwachsen ist, dann theilt sie ihr Taschengeld mit dem Bruder, der seinerseits die Schwester davor bewahrt, auf den Wällen Mauerblümchen zu sein. Und wenn der Bruder anfängt, zu dichten und zu lieben, welche beiden Momente gewöhnlich in einen zusammenfallen, dann ist die Schwester seine Vertraute, und sie ist es, die ihn tröstet, wenn der Gegenstand der Liebe des Herrn Primaner sich schände verlobt, anstatt auf ihn zu warten.

Ein solches schönes Verhältnis bestand auch zwischen meinem einzigen Bruder und mir. Wir thaten uns alles zu Liebe und hatten kein Geheimnis vor einander, bis — nun bis ich mich selbst verliebte. Erst nach meiner Verlobung erfuhr es mein Bruder, und ich muß sagen, er nahm das Ereignis in seiner vollen Bedeutung auf und war nicht wenig stolz auf seinen Schwager und bald darauf auf seine „Frau Schwester“. Meine Verheiratung that unserer geschwisterlichen Liebe durchaus keinen Abbruch; die Liebe meines Bruders blieb mir erhalten, und auch ich änderte meine Gefühle für ihn nicht, obgleich ein Anderer jetzt meinem Herzen am nächsten stand.

Bei unserem ersten Zusammentreffen war Onkel Alfred Batho und nach unserer Eltern frühem Tod war er ganz auf unser Haus angewiesen. Ich war glücklich, ihn in den Ferien eine Heimath bieten zu können. Nur — als mein Junge größer wurde, als noch ein Schneeflockchen und später wieder ein Büchlein das Licht der Welt erblickten, da fing ich an, Alfred's Besuche — er hatte als Referendar in einer Nachbarstadt endlich viel freie Zeit — nicht mehr ganz so angenehm zu finden. Alfred und ich konnten uns nämlich absolut nicht über die Erziehung der Kinder einigen. Mein Mann fand als vielbeschäftigter Arzt selten Zeit, sich um dieselbe zu kümmern, und meine, das sei zunächst Frauensache. Er war zufrieden, wenn die Kinder freundlich und gesund ausfähen und freundlich gegen ihn waren, wenn er heimkam. Ich brachte es auch nicht über's Herz, den geplagten Mann Abends mit Aufzählung der finstlichen Unarten aufzuregen, bei: tagüber verübt waren. Gottlob, meine Kinder lügen nicht, und es waren überhaupt sehr gute, liebe Kinder, wenn auch mein Bruder häufig das Gegenstück behauptete. „Hübsche Kinder habt ihr“, pflegte er zu sagen, „aber gehorchen können sie nicht.“ Das kränzte mich tief und verdarb mir die Freude an seinen Besuchen. Ich zitterte schon, wenn ich meinem Vetter etwas befehl, und der Befehl nicht gleich befolgt wurde.

„Das sollte mein Junge sein!“ brummt dann Onkel Alfred mit drohender Miene und hielt mir einen Vortrag über Erziehungskunst.

Auch bei Tisch gab's mitunter unliebame Scenen. Mein Gott, ja, unsere Kinder waren etwas wählerisch, aber erstens war mein Mann der Ansicht, es taugte nicht, ihnen döllig Widersprechendes aufzuzwingen, und zweitens liebte er Ruhe bei Tisch über Alles. Also war ich schwach genug, dem Alfred, wenn wir Erbsen aßen, einen Flammei zu machen, der Leni, wenn wir Bohnen hatten, nur Suppe und Fleisch zu geben, und dem Märchen anstatt Kartoffeln Weißbrod. Diese drei Beispiele führte ich nur an, aber ich gesehe freimüthig, daß es noch mehrere Gerichte gab, die meine Kinder nicht aßen. Onkel Alfred pflegte dann stets eine alte Geschichte aufzusprechen, wie er einmal zwei Tage gefungert habe, weil er keine Limonade haben wollte, und wie herrlich ihm dann zuletzt das verschmähte Gericht geschmeckt habe. „Mein Mann wurde bei der Erzählung regelmäßig ärgerlich; ich suchte mit Aufseher aller weiblichen Schlaueit und aller Liebe zu Mann und Bruder den Ausbruch eines Streites zu verhindern, aber ich litt unter dem Zustand, und so kam's, daß ich schließlich allemal froh war, wenn mein geliebter einziger Bruder abreiste. Und als er sich verlobte, da fühlte ich zwar eine aewaltige Eifersucht, wie das so geht, aber zugleich empfand ich eine gewisse Erleichterung bei dem Gedanken, daß nun die kranken regelmässigen Besuche aufhören würden. Als verheirateter Affessor konnte er doch nur mal kurze Zeit kommen, und da ließ es sich schon einrichten, daß man gerade keine Erbsen oder Bohnen auf den Tisch brachte.

Wir feierten eine veranlagte Hochzeit, meine neue Schwägerin gefiel mir ausgezeichnet, aber wir sahen uns von nun an sehr selten. Alfred wurde in ein weit entfernte Provinz verkehrt; die Gerichtsherrin verbrachte er mit seiner Frau bei deren Eltern, und für uns fiel immer nur ein kurzer Besuch ab. Erziehungsfragen wurden nicht mehr berührt, aber ich bemerkte mit Veranlassung, daß mein Bruder, ausgefüllt durch sein junges Glück, bereits viel milder geworden war.

Dann kam eines Tages eine Depesche, deren jubelnder Wortlaut uns die Geburt seines ersten Sohnes meldete. Wie gern wäre ich zur Taufe geeilt, aber unter Mar hatte gerade die Masern, also war nicht daran zu denken. Und dann kam immer eins zum andern, es vergingen fast drei Jahre, ehe ich planen konnte, meine Geschwister zu besuchen und das Wunderkind, von dem Alfred's Briefe und Erzählungen Unglaubliches berichteten, kennen zu lernen.

Nach viestündiger Fahrt war der Ort meiner Bestimmung erreicht. Gehörig durchrüttelt und geschüttelt, war ich herzlich froh, als der Zug hielt und ich die hohe Gestalt des Bruders und neben ihm seine zarte kleine Frau erblickte. Begrüßen, Händeschütteln, alles wie üblich, dann meine erste Frage: „Wo habt Ihr den Jungen?“ „Der ist mit dem Mädchen im Park; wir wollten ihn nicht der Bahngelast aussetzen“, hieß es. Das leuchtete mir ein. Nach kurzer Drochschneefahrt hielten wir vor einem reizenden kleinen Haus in der Vorstadt. Aber aus den lieblich von Kletterrosen umrankten Fenstern des Erdgeschosses tönte uns ein mächtiges Gebrüll entgegen, unartikuliertes Geschrei, nur bisweilen ein erkennbares Wort: Papa, Mama, Mama, Papa! Meine Geschwister starrten einander schredensbleich an, und Marie rief: „Also doch zu früh nach Hause gegangen; es ist doch gar kein Verlaß auf die Leute!“ Als sie meine verwunderte Miene sah, bemerkte sie eilig: „Hänschen ist nämlich so eigen, er bleibt durchaus nicht im Haus ohne eins von uns beiden. Ich gehe deshalb nur sehr wenig aus, nur Abends, wenn er schläft, oder wenn er mit dem Mädchen spazieren geht. Ich hatte diesem eingeschärft, nicht vor sechs Uhr heimzukommen; ich wollte doch so gern mit abholen, nun ist sie doch schon da, und nun seht sich der arme kleine Kerl! Alfred, zeige Anna ihr Zimmer, indeß ich Hänschen beruhige.“ Damit war sie verschwunden. „Ich redete leise mit sich nach oben, ich machte mir's bequem und begab mich dann zu den Geschwistern in's Wohnzimmer. Sie kamen mir mit dem beruhigenden Spöhring entgegen und stellten ihm mit berechtigtem Stolz — denn es war in der That ein Prachtjunge — vor. Daß er keine Lust zeigte, mir ein Hänschen zu geben, darüber wunderte ich mich nicht, das machte Kinder häufig so, wohl aber wunderte ich mich darüber, daß mein Bruder es nicht fertig brachte, ihn mit einem Wort zum Gehorsam zu bewegen. Aber Alfred schmunzelte nur ganz wohlgefällig und meinte: „Ja, der Junge hat seinen Kopf!“ Es ging zum Abendbrod. Zu meinem Erhalten blieb das Sofa ganz für Hänschen reservirt. Wie ein kleiner König thronte er auf einem Berg von untergelegten Kissen. „Du entschuldigst“, sagte mein Bruder, „der Sopapfack liegt eigentlich dem Gast, aber Hänschen ist so tomsich, er duldet niemand neben sich, und auf einem Stuhl ist er nicht.“

Während des Essens hatte ich Gelegenheit, die endlose Geduld des Elternpaares, mit der sie den Appetit ihres Spöhrlings zu befriedigen suchten, zu bewundern. Dreierlei wurde ihm als Belag zum Butterbrod angeboten, ohne daß er etwas annahm, und schließlich bestand er auf Käse, den er eigentlich nicht haben sollte, aber nach argem Geschrei doch bekam.

Ubrigens ah Hänschen nichts vom Teller, sondern alles vom Tischuch, eine Eigentümlichkeit, die ihm nicht abzugewöhnen war, wie seine Eltern lachend versicherten. „So, vom Tischuch, schmeck's ihm aber trefflich, 's ist doch eine Freude, ihm zuzusehen“, meinte der glückliche Vater. Nach dem Abendbrod sollte Hänschen zu Bett. Eine halbe Stunde währte es, bis Hänschen überredet werden konnte, zuletzt mit Hilfe eines Süßlades Chokolade, an der Hand der Mama das Zimmer zu verlassen. Kaum waren Mutter und Kind verschwunden, so geriet Alfred in veinliche Unruhe, und nach einer Weile sprang er auf mit den Worten: „Du entschuldigst mich einen Augenblick, Hänschen ist so daran gewöhnt, daß ich zugegen bin, wenn er zu Bett geht; ich höre ihn schon weinen, bin gleich wieder hier.“ Bald darauf hörte ich ein löwenartiges Gebrüll, das mich befürchtete ließ, es sei ein Unglück geschehen. Eilig begab ich mich ins Schlafzimmer und fand allda die Eltern, das Kindermädchen und Hänschen in heftiger Aufregung. Der Junge stand mit hochrothem Kopf in Bettschen und zerrte, die anderen suchten auf Tischen, unter Stühlen und Betten. „Was soll das geben, wenn wir den Kerl nicht finden!“ rief Marie. „Der Junge schläft die ganze Nacht nicht, er ist so eigen!“ Ich erkundigte mich theilnehmend nach dem „Kerl“, und hörte, daß bei eine große Holztafel, ohne die Sänschen nun einmal nicht einschlafen könne. Ich schlug vor, ihm den neuen oder Bohnen auf den Tisch brachte.

„Gott hat's verziehen.“

Aus dem Polnischen von Wacław Jmudzi.

Walek Gora und Jaskho Sotalski stammten aus demselben Dorf, waren in demselben Jahre geboren und wurden am selben Tage eingezogen. Beide wurden für eine kleine Fetzung an der europäisch-asiatischen Grenze bestimmt, Walek als Gemeiner, Jaskho für den Lazarethdienst.

In der Fremde ging es den Jungen schlecht. Ihr einziger Trost lag darin, daß sie zu Zweien waren, nach Herzenslust plauderten und einander Rath zusprechen konnten. Gewöhnlich trafen sich die Jungen gegen Abend in der Kaserne. Auch am ersten Heiligen Abend, den sie fern der Heimath zubrachten. Die Erinnerung an diesen Tag wurde für sie traurig. Walek unterdrückte zuerst das Schwoigen: „Erinnerst Du Dich, Jaskho, wie es damals war?“ „Hob er leise an.“ „Erinnerst Du Dich, Walek? ...“ „Allmählich wurden sie lebhafter. Ihre Köpfe rückten immer näher, das Gespräch wurde lauter, der Klang der Heimathsprache zauberte ihnen gleichsam das eigene Land vor den Augen.

Sie waren so sehr in ihr Gespräch versunken, daß sie das Eintreten des Ortsdienst habenden Offiziers nicht bemerkt hatten, der eine Weile hinter ihrem Rücken aufmerksam zugehört hatte. Dann trat er einen Schritt vor und stand plötzlich dicht vor ihnen. „Polnisch spricht Ihr, Halunken? Polnisch! Hier in der Kaserne?“ Der Offizier erstarrte sogleich Berührt. Die Verhandlung dauerte nicht lange. Jaskho bekam zwei Tage Arrest bei Wasser und Brod, Walek sechs Stunden Wache ohne Ablösung vor dem alten Pulvermagazin, das ziemlich weit von der Stadt entfernt war. Die Strafe wurde sofort vollstreckt.

Gar fürchterlich ist der Frost im fernem Osten: die Vögel erfrieren im Flug und das aus dem Munde gespiene Wasser fällt als Eiszapfen auf die Erde. Walek hüllte sich in den großen Schafspelz, der zur Benutzung der Wache haltenden stets in dem Schilderbüschchen bereit lag, und beschloß, sich gar nicht hinzusetzen, um durch die fortwährende Bewegung sich wärme zu halten. Eine Zeit lang erwiderte sich Das thatächlich als sehr gutes Mittel, aber nur, so lange die Lust ruhig war. Bald jedoch erhob sich ein leiser Wind, der taum ein Handvoll Schneeflocken von der Stelle zu treiben vermochte. Die Bewohner des Ostens wissen aus Erfahrung, was solch ein stiller Wind zu bedeuten hat. Auch Walek hatte davon gehört. Aber was thun? In die Kaserne zurückkehren, um sich wegen Ungehorsams eine Kugel vor den Kopf schießen zu lassen? Er hüllte sich fester in den Pelz ein und beschleunigte den Schritt.

Der Wind legte sich bald vollständig und lange rührte sich kein Schneeflockchen von der Stelle. Walek athmete auf. Gottlob! dachte er. Wenn es weiter nichts ist, läßt sich ertragen. Doch plötzlich heute was. In demselben Augenblick strebte eine riesige Schneefläche plötzlich von der Erde empor. Walek zog die Hand aus dem Pelz, um die Mütze auf dem Kopfe festzuhalten; doch in demselben Augenblick schmeckte er gerade vor seinen Füßen eine weiche Schneefläche empor. Er fiel, so lang er war, fast ohnmächtig zu Boden. Nach einer Weile erhobte er sich ein wenig und begann auf allen Vieren nach dem Schilderbüschchen zu

triehen. Es war bereits zur Hälfte verdeckt; aber er hatte keine Lust mehr, sich durch Bewegung warm zu halten. Lieber erfrieren! Der Frost ließ nicht lange auf sich warten. Vergebens rieb Walek Hände und Füße, vergebens verfröht er sich in seinen Pelz. Die zunehmende Kälte durchdrang alle Kleidungsstücke, schlich unter das Hemd bis an den nackten Leib und stach und kniff so lange, bis die Glieder erstarrten. Dem Burschen traten die Thränen in die Augen.

„Wofür? — dachte er — wofür? Möge Gott Euch schwer strafen, Ihr mittheiblosen Henkersknechte!“ Er suchte und weinte. Er versuchte nicht länger, sich zu verteidigen. Er lauerte sich ganz zusammen, in den äußersten Winkel des Häuschchens, preßte die Zähne auf einander und blieb unbeweglich. Plötzlich erzitterte das Schilderbüschchen. Mit satanischem Getöse, mit wildem Freudengelächter fürzte die Windbraut über den Burschen her, hob ihn von der Erde und eilte mit ihm davon. Walek stochte der Athem in der Kehle. „Mutter Gottes“, rief er, „rette mich Armen!“

Aber mit einem Male, bevor er diese Worte noch zu Ende gesprochen hatte, veränderte sich Alles. Der eilige Wind liebkoste ihn, und ließ ihn leicht auf eine rautengrüne Wiese herab. Erstaunt blickte der Bursche umher, denn plötzlich erkannte er seine Heimath —: Bald war der väterliche Hof erreicht. „Noch einen Schritt... aber die Hand zittert, taum findet sie die Knie...“ Er tritt hinein. „Gefegnet sei Jesus Christus“, sagt er, „gebet...“ „Heiligste Mutter Gottes! Bist Du es, mein guter Sohn?“ Die alten Hände der Mutter drückten ihn fest in den Greisenhals, aus den alten Augen flossen die Thränetropfen im Strom über seinen Kopf.

Alsobald tritt der Vater in die Stube, dann die Nachbarn. Der jüngere Bruder setzt sich des älteren Soldatenmütze auf, die Schwester bereitet das Essen. Walek lacht, er zählt lustige Schurren. ... Doch plötzlich, ganz unerwartet, ergreift der Vater ein Stück Holz und verjehet dem Heimgekehrten einen Hieb über den Kopf. „Wofür, Väterchen, wofür?“ wimmert er herzerzitternd, „ich habe Euch doch nichts...“ Der Vater holt zum zweiten, zum dritten Male aus. ... Walek schluchzt bitterlich. Die Hiebe werden immer härter, immer dichter, immer schmerzlicher. „So hältst Du Wache, Du Hundesohn? So, Du gemeiner Pollack!“ Walek judte zusammen. Mit großer Anstrengung riß er die Augenlider auf; vor seinen Augen erglänzte für einen kurzen Augenblick das zornige Gesicht des Rotten-Offiziers; dann verfiel er wieder in den Taumel fieberhafter Visionen. Das Holzschneid des Vaters und die eisenschlagenden Absätze des Offiziers schmolzen in Eins zusammen; eine kurze Zeit fühlte er noch ein wenig Schmerz, bald aber wurde er ganz empfindungslos.

Jetzt erst ließ der Offizier in seiner Wuth nach. „Hobt das Was auf!“ rief er den Soldaten der Patrouille zu. Zwei Soldaten packten Walek unter die Arme, hoben ihn empor und lehrten ihn wie ein Stück Holz an die Wand des Schilderbüschchens. Der Offizier hatte sich inzwischen erholt und sprach wieder auf ihn los. „Das nennt Du also Wache halten, Hundesohn! Bei der Wache am Pulvermagazin schläfst er! So hältst Du Wache! Die Haut sollte man Dir abziehen! Dich niederzuschleien wäre noch zu gelind!“

Noch eine Ohrfeige verfehle er ihm — der Kopf des Jungen fiel, wie abgeschnitten, auf die Schulter. Er schlug von der anderen Seite, — nun tehrte der Kopf wieder an seinen ursprünglichen Ort zurück. Endlich ließ er ihn in den Arrest abführen. Aber Walek ging Das nichts mehr an. Er wußte nicht wie er die Nacht in der kalten, feuchten Arrestzelle verbracht hatte und von dort endlich in's Lazareth geschleppt worden war.

Eine harte Erklärung und die erlittene Mißhandlung hatten ihm eine gefährliche Krankheit zugezogen. Der Bursche phantasierte; bald meinte, bald lachte er, und Jaskho, der als Lazarethwächter seine Qual mit anfaß, wurde beinahe selbst krank.

Endlich, gegen Ende der zweiten Woche, kam Walek wieder zum Bewußtsein. Er sah sich im Saal um, in dem er lag, und lächelnd Jaskho, der sich eben daran machte, den Ofen zu heizen, von Weitem zu. Mit einem Sprunge war Jaskho an seiner Seite. „Na, gelobt-sei der Allmächtige“, flüsterte er er freut. „Bist wieder zur Bernunft gekommen. Aber hast mit Angst einackagel...“

Jetzt drückte er des Kranken Hand. Doch seine Freude dauerte nicht lange. Als er in Walek's Augen schaute, da befiel ihn eine hoffnungslose Traurigkeit. Er wandte sich schnell wieder ab, als eilte er, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen; im Grunde geschah es nur, um dem Kranken seine Thränen zu verbergen. Erst gegen

Abend, als Jaskho seine Arbeit verrichtet hatte und sich an sein Bett setzte, legte Walek seine kalte Hand auf die des Freundes, schwieg noch eine Weile und begann schließlich mit leiser Stimme: „Wenn Du heimkehrst, Jaskho, grüße die Mutter, den Vater und alle Anderen... Sage, daß ich im letzten Augenblick an sie gedacht habe... Ich tehrte nicht mehr heim... Das weiß ich. Weber Mutter noch Vater werde ich wiedersehen. Noch auch unferere heilige Erde und die liebe Sonne... Nichts... nichts... nie mehr.“ Jaskho sah niedergedrückt und ratlos da.

Gegen Mitternacht beugte sich Jaskho über Walek, als er dessen leichten Händedruck fühlte. „Jaskho“, hob der Kranke mit taum vernehmbarer, leuchtender Stimme an, „beim Kreuzigten beschwöre ich Dich: Thue, was ich von Dir erbittel! Ich bleibe allein hier zurück... allein für ewige Zeiten... feindliche Erde wird meine Brust drücken; fürchterlich, traurig wird mir's hier sein... Schreibe an die Meinigen... Mögen sie eine Handvoll... unserer Erde... Das Alles legst Du auf mein Grab... Wirst Du es thun?“ Walek drückte seine Hand fester.

Er falkete die zitternden Hände und begann mit großer Anstrengung die Worte des Gebets: „Vater unser, der Du bist im Himmel...“ Jaskho vergaß, wo er sich befand und jammerte laut. In diesem Augenblick trat aus dem Nebenraum der Stabsarzt ein. „Was ist das für ein Geschrei!“ Jaskho er wüthend. „Fort von hier!“ Der Doktor ging hinaus und tehrte bald mit einem Offizier und zwei Soldaten zurück. Jaskho wurde abgeführt.

Walek blieb allein. Nur das gelbliche Licht einer Nachtlampe hufschte schattenhaft über sein Gesicht, das in Todessehweife gebadet war. Ueber den fernem Osten zog schon der rößige Widerschein der Norddämmerung. Immer noch rang der Sterbende mit dem Tod, verdröhte die Augen und röchelte. Erst, als die frühesten Strahlen der aufgehenden Sonne seitwärts durch die schmüghigen Fenster scheiben quakten, begann er, sich langsam zu beruhigen. Der Köcher redete sich und wurde kalt. Auf die leiste Seite senkte sich ein feierlich sanfter Friede. Der Allmächtige hatte ihm verziehen... Noch einmal öffnete er die Augen, bewegte wie zum Abschiedsaufsch auf das Leben die Lippen und starb.

Die Dokumente enthalten ferner auch neue Mittheilungen über Pitts Tod, der nicht durch die Schlacht bei Musterlig, sondern durch den Abfall Preußens betanlagt worden zu sein scheint. „Die Aften unseres Auswärtigen Amtes geben einen ergründeten Beweis von den Hoffnungen, die das Kabinett hegte, sogar nachdem Wien in Napoleons Hände war. Harrowby wurde gedrängt, alles zu thun, was in seiner Macht stand — ausgenommen Hannover einzuräumen —, um Preußen in's Feld zu bringen, in welchem Fall „fast 300,000 Mann in Norddeutschland zu Beginn des nächsten Feldzuges verfügbar sein werden, die 70,000 britische und hannöber'sche Truppen, die dort oder bei maritimen Unternehmungen verwandt sind, einschließen.“ An diese Hoffnung flammerte sich Pitt, sogar nachdem er die Nachricht von Musterlig gehört hatte, und zweifellos war es dies, was ihn befähigte, seine letzte Reise von Bath nach Putney Heath zu unternehmen.“ Am 12. Januar kamen die schlechten Nachrichten aus Berlin und Hannover alle Hoffnung verlor. Ausertlich hatte ihn allerdings niedergedrückt. Doch das betraf nach allem nicht die britische Ehre und die theuersten Interessen seines Herrn. Aber daß Friedrich Wilhelm der Dritte, von dem er so viel gehofft hatte, dem er große Subsidien vorzuschicken wollte, nun abfallen, mit Napoleon von Frieden sprechen und Hannover beanspruchen, ein Einfall Hollands unterfangen und die britischen Streitkräfte ersuchen sollte, Norddeutschland zu räumen — dies war ein Schlag für Georg des Dritten, für unser militärisches Prestige und für das sehr schwankende Ministerium. Wie konnte er der Opposition, die schon fast triumphierend in der traurigen Melville = Angelegenheit war, mit einer Thronrede entgegenzutreten, in der dies die hauptsächlichsten Nachrichten verlor? Mit der sinkenden Hoffnung verlor er jede Lebenskraft, seine Kräfte nahmen schnell ab, noch in den letzten Stunden wanderten seine Gedanken nach Berlin und zu Lord Harrowby. „Was für Wind ist es?“ fragte er. „Stwind? Das ist gut, das wird ihm schnell bringen.“ murmelte er. Und am 23. Januar, etwa eine halbe Stunde vor seinem Hinscheiden, hörte der Diener ihn sagen: „Mein Vaterland, oh mein Vaterland!“

Abend, als Jaskho seine Arbeit verrichtet hatte und sich an sein Bett setzte, legte Walek seine kalte Hand auf die des Freundes, schwieg noch eine Weile und begann schließlich mit leiser Stimme: „Wenn Du heimkehrst, Jaskho, grüße die Mutter, den Vater und alle Anderen... Sage, daß ich im letzten Augenblick an sie gedacht habe... Ich tehrte nicht mehr heim... Das weiß ich. Weber Mutter noch Vater werde ich wiedersehen. Noch auch unferere heilige Erde und die liebe Sonne... Nichts... nichts... nie mehr.“ Jaskho sah niedergedrückt und ratlos da.

Gegen Mitternacht beugte sich Jaskho über Walek, als er dessen leichten Händedruck fühlte. „Jaskho“, hob der Kranke mit taum vernehmbarer, leuchtender Stimme an, „beim Kreuzigten beschwöre ich Dich: Thue, was ich von Dir erbittel! Ich bleibe allein hier zurück... allein für ewige Zeiten... feindliche Erde wird meine Brust drücken; fürchterlich, traurig wird mir's hier sein... Schreibe an die Meinigen... Mögen sie eine Handvoll... unserer Erde... Das Alles legst Du auf mein Grab... Wirst Du es thun?“ Walek drückte seine Hand fester.

Er falkete die zitternden Hände und begann mit großer Anstrengung die Worte des Gebets: „Vater unser, der Du bist im Himmel...“ Jaskho vergaß, wo er sich befand und jammerte laut. In diesem Augenblick trat aus dem Nebenraum der Stabsarzt ein. „Was ist das für ein Geschrei!“ Jaskho er wüthend. „Fort von hier!“ Der Doktor ging hinaus und tehrte bald mit einem Offizier und zwei Soldaten zurück. Jaskho wurde abgeführt.

Walek blieb allein. Nur das gelbliche Licht einer Nachtlampe hufschte schattenhaft über sein Gesicht, das in Todessehweife gebadet war. Ueber den fernem Osten zog schon der rößige Widerschein der Norddämmerung. Immer noch rang der Sterbende mit dem Tod, verdröhte die Augen und röchelte. Erst, als die frühesten Strahlen der aufgehenden Sonne seitwärts durch die schmüghigen Fenster scheiben quakten, begann er, sich langsam zu beruhigen. Der Köcher redete sich und wurde kalt. Auf die leiste Seite senkte sich ein feierlich sanfter Friede. Der Allmächtige hatte ihm verziehen... Noch einmal öffnete er die Augen, bewegte wie zum Abschiedsaufsch auf das Leben die Lippen und starb.

Die Dokumente enthalten ferner auch neue Mittheilungen über Pitts Tod, der nicht durch die Schlacht bei Musterlig, sondern durch den Abfall Preußens betanlagt worden zu sein scheint. „Die Aften unseres Auswärtigen Amtes geben einen ergründeten Beweis von den Hoffnungen, die das Kabinett hegte, sogar nachdem Wien in Napoleons Hände war. Harrowby wurde gedrängt, alles zu thun, was in seiner Macht stand — ausgenommen Hannover einzuräumen —, um Preußen in's Feld zu bringen, in welchem Fall „fast 300,000 Mann in Norddeutschland zu Beginn des nächsten Feldzuges verfügbar sein werden, die 70,000 britische und hannöber'sche Truppen, die dort oder bei maritimen Unternehmungen verwandt sind, einschließen.“ An diese Hoffnung flammerte sich Pitt, sogar nachdem er die Nachricht von Musterlig gehört hatte, und zweifellos war es dies, was ihn befähigte, seine letzte Reise von Bath nach Putney Heath zu unternehmen.“ Am 12. Januar kamen die schlechten Nachrichten aus Berlin und Hannover alle Hoffnung verlor. Ausertlich hatte ihn allerdings niedergedrückt. Doch das betraf nach allem nicht die britische Ehre und die theuersten Interessen seines Herrn. Aber daß Friedrich Wilhelm der Dritte, von dem er so viel gehofft hatte, dem er große Subsidien vorzuschicken wollte, nun abfallen, mit Napoleon von Frieden sprechen und Hannover beanspruchen, ein Einfall Hollands unterfangen und die britischen Streitkräfte ersuchen sollte, Norddeutschland zu räumen — dies war ein Schlag für Georg des Dritten, für unser militärisches Prestige und für das sehr schwankende Ministerium. Wie konnte er der Opposition, die schon fast triumphierend in der traurigen Melville = Angelegenheit war, mit einer Thronrede entgegenzutreten, in der dies die hauptsächlichsten Nachrichten verlor? Mit der sinkenden Hoffnung verlor er jede Lebenskraft, seine Kräfte nahmen schnell ab, noch in den letzten Stunden wanderten seine Gedanken nach Berlin und zu Lord Harrowby. „Was für Wind ist es?“ fragte er. „Stwind? Das ist gut, das wird ihm schnell bringen.“ murmelte er. Und am 23. Januar, etwa eine halbe Stunde vor seinem Hinscheiden, hörte der Diener ihn sagen: „Mein Vaterland, oh mein Vaterland!“

Neues über Napoleon den Ersten aus englischen Archiven.

In London ist soeben ein neues Buch über Napoleon: „The Life of Napoleon the First, including New Material from the British Official Records“ von John Holland Rose erschienen. Der Verfasser erklärt in dem Vorwort, die einzige Entschuldigung, den unzähligen Lebensbeschreibungen über Napoleon noch eine neue hinzuzufügen, wäre die Benutzung der höchst werthvollen Dokumente des britischen „Foreign Office“ von 1793 bis 1815. Bemerkenswerth sind besonders die zum Schluss gegebenen Mittheilungen über die letzten Jahre Napoleons, in denen von Plänen zur Flucht von St. Helena berichtet wird. Der Verfasser sagt, die Einsicht in die britische Archive zeige, daß Grund für die harten Bestimmungen über die Beioachung Napoleons, die am 9. Oktober 1816 erlassen wurden, vorhanden war. „Pläne zur Befreiung waren im Gange, die zur größten Wachsamkeit mahnten...“ In unseren St. Helena = Dokumenten (No. 4) wird von dem spanischen Gesandten in Washington begünstigte, erreichte Madrid am 9. Mai 1816 und stellte fest, daß sich ein Mann, Namens Carpenter Joseph Bonoparte (der damals in den Staaten war) angeboten hatte, Napoleon zu retten, und zu dem Zwecke auf einem Schiffe unter Segel gegangen war. Dies wurde Lord Bathurst, unserem Minister des Krieges und der Kolonien, sofort bekannt gemacht, und er beförderte die Nachricht an Lome. Im August jenes Jahres erhielt unser Auswärtiges Amt auch Nachrichten, daß vier Schoner und andere kleinere Schiffe mit 300 Mann am 14. Juni von Baltimore unter einem alten französischen Marine = Offizier Namens Fournier unter Segel gegangen waren, angeblich um Bolivar zu helfen, in Wirklichkeit aber, um Napoleon zu retten. Diese schnellsegelnden Fahrzeuge sollten am Tage außer Sicht der Insel liegen, während der Nacht aber zu den verschiedenen Punkten heranschleichen und Boote an's Ufer fenden. Von jedem einzelnen derselben sollte ein Mann in englischer Uniform landen, sich nach Longwood begeben und Napoleon benachrichtigen, wo die Boote bereit lägen, um ihn aufzunehmen. Das Dokument schließt: „Bedeutende Summen in Gold und Diamanten werden ihm zur Verfügung gestellt, um Alle, die ihm nöthig sein könnten, zu bestechen. Sie scheinen sich einer bestimmten Mitwirkung seitens der auf St. Helena wohnenden oder angelegten Individuen zu schmelzen.“

Die Dokumente enthalten ferner auch neue Mittheilungen über Pitts Tod, der nicht durch die Schlacht bei Musterlig, sondern durch den Abfall Preußens betanlagt worden zu sein scheint. „Die Aften unseres Auswärtigen Amtes geben einen ergründeten Beweis von den Hoffnungen, die das Kabinett hegte, sogar nachdem Wien in Napoleons Hände war. Harrowby wurde gedrängt, alles zu thun, was in seiner Macht stand — ausgenommen Hannover einzuräumen —, um Preußen in's Feld zu bringen, in welchem Fall „fast 300,000 Mann in Norddeutschland zu Beginn des nächsten Feldzuges verfügbar sein werden, die 70,000 britische und hannöber'sche Truppen, die dort oder bei maritimen Unternehmungen verwandt sind, einschließen.“ An diese Hoffnung flammerte sich Pitt, sogar nachdem er die Nachricht von Musterlig gehört hatte, und zweifellos war es dies, was ihn befähigte, seine letzte Reise von Bath nach Putney Heath zu unternehmen.“ Am 12. Januar kamen die schlechten Nachrichten aus Berlin und Hannover alle Hoffnung verlor. Ausertlich hatte ihn allerdings niedergedrückt. Doch das betraf nach allem nicht die britische Ehre und die theuersten Interessen seines Herrn. Aber daß Friedrich Wilhelm der Dritte, von dem er so viel gehofft hatte, dem er große Subsidien vorzuschicken wollte, nun abfallen, mit Napoleon von Frieden sprechen und Hannover beanspruchen, ein Einfall Hollands unterfangen und die britischen Streitkräfte ersuchen sollte, Norddeutschland zu räumen — dies war ein Schlag für Georg des Dritten, für unser militärisches Prestige und für das sehr schwankende Ministerium. Wie konnte er der Opposition, die schon fast triumphierend in der traurigen Melville = Angelegenheit war, mit einer Thronrede entgegenzutreten, in der dies die hauptsächlichsten Nachrichten verlor? Mit der sinkenden Hoffnung verlor er jede Lebenskraft, seine Kräfte nahmen schnell ab, noch in den letzten Stunden wanderten seine Gedanken nach Berlin und zu Lord Harrowby. „Was für Wind ist es?“ fragte er. „Stwind? Das ist gut, das wird ihm schnell bringen.“ murmelte er. Und am 23. Januar, etwa eine halbe Stunde vor seinem Hinscheiden, hörte der Diener ihn sagen: „Mein Vaterland, oh mein Vaterland!“

Gegen Mitternacht beugte sich Jaskho über Walek, als er dessen leichten Händedruck fühlte. „Jaskho“, hob der Kranke mit taum vernehmbarer, leuchtender Stimme an, „beim Kreuzigten beschwöre ich Dich: Thue, was ich von Dir erbittel! Ich bleibe allein hier zurück... allein für ewige Zeiten... feindliche Erde wird meine Brust drücken; fürchterlich, traurig wird mir's hier sein... Schreibe an die Meinigen... Mögen sie eine Handvoll... unserer Erde... Das Alles legst Du auf mein Grab... Wirst Du es thun?“ Walek drückte seine Hand fester.

Er falkete die zitternden Hände und begann mit großer Anstrengung die Worte des Gebets: „Vater unser, der Du bist im Himmel...“ Jaskho vergaß, wo er sich befand und jammerte laut. In diesem Augenblick trat aus dem Nebenraum der Stabsarzt ein. „Was ist das für ein Geschrei!“ Jaskho er wüthend. „Fort von hier!“ Der Doktor ging hinaus und tehrte bald mit einem Offizier und zwei Soldaten zurück. Jaskho wurde abgeführt.

Walek blieb allein. Nur das gelbliche Licht einer Nachtlampe hufschte schattenhaft über sein Gesicht, das in Todessehweife gebadet war. Ueber den fernem Osten zog schon der rößige Widerschein der Norddämmerung. Immer noch rang der Sterbende mit dem Tod, verdröhte die Augen und röchelte. Erst, als die frühesten Strahlen der aufgehenden Sonne seitwärts durch die schmüghigen Fenster scheiben quakten, begann er, sich langsam zu beruhigen. Der Köcher redete sich und wurde kalt. Auf die leiste Seite senkte sich ein feierlich sanfter Friede. Der Allmächtige hatte ihm verziehen... Noch einmal öffnete er die Augen, bewegte wie zum Abschiedsaufsch auf das Leben die Lippen und starb.

Die Dokumente enthalten ferner auch neue Mittheilungen über Pitts Tod, der nicht durch die Schlacht bei Musterlig, sondern durch den Abfall Preußens betanlagt worden zu sein scheint. „Die Aften unseres Auswärtigen Amtes geben einen ergründeten Beweis von den Hoffnungen, die das Kabinett hegte, sogar nachdem Wien in Napoleons Hände war. Harrowby wurde gedrängt, alles zu thun, was in seiner Macht stand — ausgenommen Hannover einzuräumen —, um Preußen in's Feld zu bringen, in welchem Fall „fast 300,000 Mann in Norddeutschland zu Beginn des nächsten Feldzuges verfügbar sein werden, die 70,000 britische und hannöber'sche Truppen, die dort oder bei maritimen Unternehmungen verwandt sind, einschließen.“ An diese Hoffnung flammerte sich Pitt, sogar nachdem er die Nachricht von Musterlig gehört hatte, und zweifellos war es dies, was ihn befähigte, seine letzte Reise von Bath nach Putney Heath zu unternehmen.“ Am 12. Januar kamen die schlechten Nachrichten aus Berlin und Hannover alle Hoffnung verlor. Ausertlich hatte ihn allerdings niedergedrückt. Doch das betraf nach allem nicht die britische Ehre und die theuersten Interessen seines Herrn. Aber daß Friedrich Wilhelm der Dritte, von dem er so viel gehofft hatte, dem er große Subsidien vorzuschicken wollte, nun abfallen, mit Napoleon von Frieden sprechen und Hannover beanspruchen, ein Einfall Hollands unterfangen und die britischen Streitkräfte ersuchen sollte, Norddeutschland zu räumen — dies war ein Schlag für Georg des Dritten, für unser militärisches Prestige und für das sehr schwankende Ministerium. Wie konnte er der Opposition, die schon fast triumphierend in der traurigen Melville = Angelegenheit war, mit einer Thronrede entgegenzutreten, in der dies die hauptsächlichsten Nachrichten verlor? Mit der sinkenden Hoffnung verlor er jede Lebenskraft, seine Kräfte nahmen schnell ab, noch in den letzten Stunden wanderten seine Gedanken nach Berlin und zu Lord Harrowby. „Was für Wind ist es?“ fragte er. „Stwind? Das ist gut, das wird ihm schnell bringen.“ murmelte er. Und am 23. Januar, etwa eine halbe Stunde vor seinem Hinscheiden, hörte der Diener ihn sagen: „Mein Vaterland, oh mein Vaterland!“

Neues über Napoleon den Ersten aus englischen Archiven.

In London ist soeben ein neues Buch über Napoleon: „The Life of Napoleon the First, including New Material from the British Official Records“ von John Holland Rose erschienen. Der Verfasser erklärt in dem Vorwort, die einzige Entschuldigung, den unzähligen Lebensbeschreibungen über Napoleon noch eine neue hinzuzufügen, wäre die Benutzung der höchst werthvollen Dokumente des britischen „Foreign Office“ von 1793 bis 1815. Bemerkenswerth sind besonders die zum Schluss gegebenen Mittheilungen über die letzten Jahre Napoleons, in denen von Plänen zur Flucht von St. Helena berichtet wird. Der Verfasser sagt, die Einsicht in die britische Archive zeige, daß Grund für die harten Bestimmungen über die Beioachung Napoleons, die am 9. Oktober 1816 erlassen wurden, vorhanden war. „Pläne zur Befreiung waren im Gange, die zur größten Wachsamkeit mahnten...“ In unseren St. Helena = Dokumenten (No. 4) wird von dem spanischen Gesandten in Washington begünstigte, erreichte Madrid am 9. Mai 1816 und stellte fest, daß sich ein Mann, Namens Carpenter Joseph Bonoparte (der damals in den Staaten war) angeboten hatte, Napoleon zu retten, und zu dem Zwecke auf einem Schiffe unter Segel gegangen war. Dies wurde Lord Bathurst, unserem Minister des Krieges und der Kolonien, sofort bekannt gemacht, und er beförderte die Nachricht an Lome. Im August jenes Jahres erhielt unser Auswärtiges Amt auch Nachrichten, daß vier Schoner und andere kleinere Schiffe mit 300 Mann am 14. Juni von Baltimore unter einem alten französischen Marine = Offizier Namens Fournier unter Segel gegangen waren, angeblich um Bolivar zu helfen, in Wirklichkeit aber, um Napoleon zu retten. Diese schnellsegelnden Fahrzeuge sollten am Tage außer Sicht der Insel liegen, während der Nacht aber zu den verschiedenen Punkten heranschleichen und Boote an's Ufer fenden. Von jedem einzelnen derselben sollte ein Mann in englischer Uniform landen, sich nach Longwood begeben und Napoleon benachrichtigen, wo die Boote bereit lägen, um ihn aufzunehmen. Das Dokument schließt: „Bedeutende Summen in Gold und Diamanten werden ihm zur Verfügung gestellt, um Alle, die ihm nöthig sein könnten, zu bestechen. Sie scheinen sich einer bestimmten Mitwirkung seitens der auf St. Helena wohnenden oder angelegten Individuen zu schmelzen.“

Die sieben Lebensalter zu Rade.



Dumme Frage. A.: „Bier Wochen haben Sie sich damals in München aufgehalten... was haben Sie denn da so lange gemacht?“ B.: „Na, so dumm kann nur Cine fragen, der noch nie dagewesen ist!“

Neue Bezeichnung. A.: „Finden Sie nicht auch, daß Herr Kleinlich ein recht eigentümlicher Gesellschaftler ist? Seine fortwährenden Voraussetzungen, Berichtigungen, Einschränkungen machen ihn geradezu unansprechlich.“ B.: „Nanuho!... der reine Abergemfch!“